Der Feind im Hause.

Humoreske von A. Trinius.

Herr Waisenhausinspektor Unterthan war ein großer Freund von Süßigkeiten. Er war der einzige im Hause, der sich erlaubte, Zucker in den Kaffee zu thun. Wenn er bemerkte, daß auch mal ein ganz anderes Familienmitglied mit der Zuckerdose liebäugelte, dann blickte er scharf durch die Brillengläser auf, knöpfte sich den grauen Jägerrock zu, setzte sich in Positur und erklärte, was dem Hausherrn zieme, zieme nicht Jedermann. Insubordination dürfe auch im kleinsten Gemeinwesen nicht vorkommen. Es sei ihm fern, den Tyrannen zu spielen, aber Gehorsam, blinden Gehorsam müsse er jede Stunde fordern. Darauf sah er streng im Kreise umher, ob auch über kein Antlitz der Seinen ein verrätherisches Lächeln zucke, um sich dann wieder seiner Beschäftigung zuzuwenden.

Er war ein begeisterter Anhänger und Verehrer von Obst und von den „trockenen" und „nassen" Kuchen, wie die Thüringer sagen, zog er stets die letzteren vor. So lange noch kein Obst zu haben war, beschränkte man sich mit den nassen Kuchen aus Mohn, Mus oder süßen Käsekuchen mit Rosinen. Dann und wann kam eines Samstags Mittags ein dampfender, scharf beizender Zwiebelkuchen nebst einem alten „Nordhäuser" auf den Tisch, worauf nach dem Genusse die Familie gewöhnlich einen längeren Spaziergang in die Waldberge antrat.

Die Kuchenperiode stand aber doch erst im Zenith allerhöchster Befriedigung für Herrn Unterthan, sobald Aepfel und Pflaumen in die Erscheinung traten. In diesen Wochen trat auch immer eine etwas mildere und nachsichtige Stimmung ein, welche in ihrer Rückwirkung auf die Familie dieser selbst eine Art Festzeit schaffte.

Einen eigenen Obstgarten besaß Herr Unterthan zu seinem größten Leidwesen nicht. Dafür genoß der einzige Pflaumenbaum, welcher inmitten des Hofes sich erhob, eine fast rührende Zärtlichkeit und emsig besorgte Liebe seitens des Hausherrn, um die ihn wohl manches Familienmitglied heimlich zuweilen beneiden mochte.

Es war noch ein junger Baum, den der Herr des Hauses vor sieben Jahren höchst eigenhändig eingepflanzt hatte. Ein paar Jahre lang hatte Herr Unterthan dann regelmäßig die Blüthen im Frühjahr abgeknipst, um seinem Liebling Gelegenheit und Zeit zu lassen, sich noch kräftiger zu entwickeln. Dann wurde unter gewisser Feierlichkeit im darauf folgenden Jahre die erste Ernte abgehalten. Frau Unterthan und die sechs Kinder hielten im Halbkreise um den Baum, welchen Herr Unterthan höchst eigenhändig ableerte.

Als die letzte Pflaume dem Korbe einverleibt war und der Hausherr würdevoll die Stehleiter hinabstieg, sah er wie seine beiden Aeltesten sich verständnißinnig anblinzelten und ein freudiges Lächeln dann ihr Gesicht erhellte.

„Was habt Ihr?" herrschte er sie an.

Die Jungen sahen sich abermals an. Keiner wollte mit der Sprache heraus.

„Nun? Wird's bald!" Es klang wie aufsteigendes Grollen. Hinter den Brillengläsern begann es zu blitzen.

„Wir haben . . . gar nichts . . . wir . . . der Karl sagte nur . . . es . . . es . . . es wären doch gerade 81 Pflaumen . . . und da bekäme Jeder zehn . . . und weil ich . . . weil ich doch die Leiter gehalten hätte, da bekäm ich noch die eine, die da übrig ist."

Herr Unterthan antwortete nichts darauf, sondern gab nur kurze Anweisung, die Spuren seiner Thätigkeit im Hofe zu entfernen.

Am Abend fand die Theilung statt. Jedes Kind erhielt eine Pflaume.

„So, nun merkt's Euch," sagte in wohlwollender Belehrung Herr Unterthan, „so, wie diese Pflaume schmecken die anderen auch. Kindern," wandte er sich an seine Frau, muß man bei Zeiten das gierige Verlangen abgewöhnen. Du kannst Dir im Uebrigen noch einige davon nehmen."

Ein paar Jahre nun hatte der verhätschelte Liebling des Herrn Unterthan keine Früchte mehr ansetzen wollen. Das hatte letzteren mit wachsendem Kummer insgeheim erfüllt. Sollte alle Liebesmühe vergeblich gewesen sein? Hatte er ihn nicht alljährlich ausgeschnitten, gedüngt, die Rinde abgekratzt, einen Leimring um ihn gelegt, mit Kalk den Stamm bestrichen, alles gethan und angewandt, was eine Obstplantage von einem erfahrenen und umsichtigen Besitzer fordern durfte!?

Doch, siehe Wunder! Nun war ein Jahr gekommen, so übervoll von Fruchtreichthum, daß die Zweige und Aeste tief unter der reifenden Last sich neigten. Jeden Tag fand man Herrn Unterthan wie in Andacht vor dem Pflaumenbaum stehen. Zuweilen hob er dann den Kopf noch höher, als wollte er zur Sonne ein Dankgebet hinaussenden, gleich dem Wilden, der dankbaren Herzens unter seinem Brotfruchtbaum Gottesdienst feiert.

Wie spiegelte sich die Sonne doch so schön in den zwischen Roth und Blau noch schimmernden Pflaumen! Es war im Anfang Oktober. Marienfäden zogen durch die Luft, die wie von Duft und Gold durchtränkt zu sein schien.

Herr Unterthan hatte just wieder einmal leise prüfend den Daumen und Zeigefinger auf eine Frucht seines Baumes gedrückt.

„Famos!" schmunzelte er, „die mal trifft sich's gut. Ich denke an meinem Geburtstag Ernte halten zu können. Ganz köstliche Früchte werd's heuer!"

Sein Geburtstag fiel auf den 18. Oktober. Im Hinblick auf diesen Umstand hatte er schon des öfteren daheim, an dem Stammtisch im Verein „Walhalla", dessen Vorsitzender er war, ohne alles Selbstgefühl behauptet, nur an ihm läge es, daß das deutsche Volk nicht nur die Schlacht bei Leipzig, sondern auch sein Wiegenfest hätte feiern können. Er hätte alles Zeug, ein großer und bedeutender Mann zu sein, hätte sich aber beizeiten bescheiden gelernt mit der Stellung, welche ihm Geschick und Zufall angewiesen habe. Er hasse überhaupt persönlichen Kultus. Das führe immer zur Ueberhebung und diese sei ein untrügliches Zeiten eines doch im Grunde unbedeutenden kleinlichen Charakters.

Es war am Morgen vor seinem Geburtstag. Vor der Hausthür stampften die Pferde eines Wagens, der ihn zu einer Dienstreise über Land führen sollte. Herr Unterthan wandte sich noch einmal in den Hof, trat an den Baum heran und pflückte eine Pflaume, welche er dem Munde zuführte. Im stillen Wohlbehagen schloß er die Augen und sagte:

„Ah! Hm! Prachtvoll! Diese Süße! Dieses Aroma! Eine ganz hervorragend gute Frucht!" Er schmeckte nochmals und schnalzte dann mit der Zunge. „Das wird morgen für mich ein doppelter Feiertag!"

Es war bereits dunkel, als der Waisenhausinspektor wieder heimkehrte. Freudig empfing ihn die Gattin; die Kinder reichten ihm die Hände. Geheimnißvolle Blicke wechselten untereinander, so daß Herr Unterthan, der überaus gnädig gesinnt war, lächelte.

„Na! Habt wohl auch so allerhand Ueberraschungen geplant? Hä?"

„Ach, Vater! . . . Na, Du wirst staunen! . . . Katharine, nichts verrathen!" . . . So mischten sich die Stimmen.

Herr Unterthan lächelte wieder, fast noch gnädiger denn zuvor.

„Hm, hm! Na, behaltet's nur für Euch! Ich habe ebenfalls eine Ueberraschung!"

Am andern Morgen fand die erste Geburtstagsfeier in der Wohnstube statt. Frau Unterthan hatte einen mächtigen Kranzkuchen gebacken, in dessen Mitte die Anfangsbuchstaben des Namens unseres Jubilars, hübsch überzuckert, prangten. Lichter und Blumen schmückten die schmackhafte Gabe. Die Kinder hatten Zeichnungen und allerlei Handarbeiten angefertigt. Briefe und Geschenke von außerhalb füllten weiter die Festtafel.

Herr Unterthan war heute mehr als gnädig. Ein jeder durfte ihn küssen, dem jüngsten Mädchen drückte er sogar höchst eigenmündig noch einen herzlichen Kuß auf den blonden Scheitel, nachdem dieses sein Gedichtchen deklamirt hatte. Dann setzte man sich zum Kaffe, der für eine fröhliche halbe Stunde die Familie zusammenhielt.

Endlich griff Herr Unterthan zu Stock und Hut und drückte jedem die Hand.

„Ich komm' heute um drei Uhr. Halte das Essen dann bereit, liebe Frau. Den Nachmittag verleben wir zusammen. Ich habe auch meine Ueberraschung noch! So, nun lebt wohl! Adjes!"

Würdevoll stieg er die Treppe hinunter. Im Hausflur blieb er eine Sekunde lang stehen. Dann wandte er sich nach dem Hofe.

„Beinahe hätte ich die Hauptsache vergessen!" murmelte er.

Gleich darauf vernahmen die im Wohnzimmer Verbliebenen einen halblauten Aufschrei. Ein Fluch folgte. Man hörte die Hofthür, dann die Hausthür heftig zuschlagen und sah vom Fenster aus, wie Herr Unterthan in höchster Erregung über die Gasse hinstürmte.

Der Herr Bürgermeister saß in seinem Arbeitszimmer auf dem Rathhause, in seinen Lehnstuhl hinten angelehnt. Die Feder feierte. Er blickte vergnüglich über den Marktplatz, die Giebeldächer bis zu den Waldbergen, deren buntes Laub allüberall in das hübsche Stadtbild hineinspielte. Er war so glücklich, so zufrieden. Ein geordneteres, sittsameres Gemeindewesen konnte es im deutschen Vaterlande kaum noch geben. Seit seinem Regierungsantritt war keine einzige Anzeige oder Verhaftung seitens der ausführenden Polizeiorgane erfolgt. Die Herren Stadtpolizisten waren rund und fett geworden, saßen in den Wirthshäusern, hoben die Gläser an und spielten „Schaftopf". Unendlicher, ewiger Frieden herrschte. Das goldene Zeitalter schien für Lerchenthal herangebrochen. Wie wohl dies that! Ach, so wohl . . . so wohl . . . ach! . . . Er dehnte sich und schloß die Aeuglein.

Ein Klopfen, fast ein harter Schlag gegen die Thür! Jählings schreckt das Stadtoberhaupt empor.

„Herein!" . . . „Ah, Herr Waisenhausinspektor! Was verschafft mir so früh das besondere Vergnügen? Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Herr Unterthan ringt nach Athem. In seinem von Zorn fast verzerrten Gesichte arbeitet es mächtig. Endlich gewinnt er Luft und Worte.

„Ich danke! . . . Für mein Geschäft kann ich stehen! . . . Herr Bürgermeister! Ich könnte weit ausholen und Ihnen einen Vortrag halten, in welcher Verfassung sich seit Jahren unsere arme Stadt befindet, wie alles drunter und drüber geht, keine Ordnung, kein Rechtsgefühl mehr herrscht."

„Erlauben Sie einmal . . . bitte!"

„Daß weder Laternen brennen, noch die Wasserleitung läuft, daß die Unsicherheit und Rohheit in geradezu erschreckender Weise überhand nimmt . . ."

„Erlauben Sie einmal . . ."

„Ich will mich nicht zum Anwalt unserer so bedauernswerthen Stadt machen . . . ."

„Erlauben Sie . . ."

„Nur für mich selbst bin ich gekommen. Man ist in letzter Nacht in mein Grundstück eingedrungen, man hat den Obstbestand meines Hofes vollständig geplündert! Einbruch mit Diebstahl! Daß dies allnächtlich, fast unter den Augen der städtischen Sicherheitsbehörden geschieht . . ."

„Erlauben . . ."

„Sicherheitsbehörden geschieht . . ."

„Erlau . . ."

„Ich erlaube gar nichts, Herr Bürgermeister! Ich stehe hier als Ankläger und fordere peinlichste Untersuchung, strengste Sühne! Es ist nicht der Werthverlust, sondern die Frechheit, welche in dieser Handlung liegt, die mich empört. Wenn man nicht mal mehr in einem fest ummauerten Anwesen sicher vor Einbruch ist, wo sollen solche verrotteten Zustände hinführen? Ich werde den Fall ausklingeln lassen . . . ich werde eine Anzeige in unseren beiden Lokalblättchen veröffentlichen, eine Belohnung auf die Ergreifung des Thäters aussetzen. Von Ihnen aber fordere ich die Hauptwirkung. Die Ehre Ihrer Stadt stelle ich damit auf's Spiel. Geschieht nichts, so gehe ich bis zum Ministerium. Guten Morgen!"

Schwabb! flog die Thür hinter Herrn Unterthan geräuschvoll zu.

Der Herr Bürgermeister war wie gelähmt in seinen Lehnstuhl gesunken. Der Himmel, die Berge, die Sonne — alles hatte ein anderes Ansehen gewonnen.

„Uff!" stöhnte er. „Das war nicht hübsch . . . wirklich nicht hübsch!" Dann klingelte er nach dem Polizeidiener. —

So ganz war der Unmuth in dem Antlitz des Herrn Waisenhausinspektors noch nicht gewichen, als er Nachmittags bald nach drei Uhr die Treppe zu seiner Wohnung emporstieg, nicht ohne zuvor noch einen kummervollen Blick auf den entleerten Pflaumenbaum im Hofe zu werfen. Doch als er so freundlich bewillkommnet wurde, in all die gesunden, strahlenden Gesichter der Seinen blickte, kam eine gewisse Weichheit über ihn. Wie sich alle freuen, daß er heute seinen Geburtstag feiern durfte! Da wollte er nicht mit rauher Hand dazwischen fahren. Roch's doch gar lieblich aus der Küche! Sie hatte sich sichtlich Mühe gegeben, diesen Tag ihm zu verschönen, die gute Frau!

Und gut war das Essen, sogar ein Gang mehr denn sonst! Ein prächtiger Wildbraten! Ja, das verstand seine tüchtige Frau aus dem ff! auch Wein gab's und sein Aeltester brachte einen Trinkspruch aus, der herzlichen Anklang fand! Dann aber — man hatte das Essen beendet! — erhob sich die Mutter und lächelte:

„Jetzt, Alter, kommt meine Ueberraschung!"

Sie trat in die Nebenstube und kehrte gleich darauf mit einem mächtigen, frischen Pflaumenkuchen zurück. Da erscholl von unten die Schelle des Ausläuters und seine Stimme ertönte:

„Zehn Mark Belohnung sichert Herr Waisenhausinspektor Unterthan Demjenigen zu, der ihm den frechen Spitzbuben namhaft macht, welcher in vergangener Nacht den Obstbaum seines Hofes ableerte." Klinglingling!

Mit einem leisen Aufschrei sank Frau Unterthan gegen eine Kommode. Fast wäre ihr der Pflaumenkuchen entglitten.

„O, mein Gott! Der das . . . das war ich . . . wir alle! Die Pflaumen waren so süß und da Du Pflaumenkuchen so gern ißt . . . da dacht ich Dir . . . . eine freudige Ueberaschung . . ."

„Eine schöne Geschichte hast Du mir da eingebrockt," murmelte Herr Unterthan. „Nun giebt's nur einen Ausweg: tiefstes Stillschweigen über diesen verhängnißvollen Ausgang. Gieb her den Kuchen, ich werde ihn anschneiden. Theuer genug ist er bezahlt!" — —

Am Abend brachten die beiden Lokalblättchen die Anzeige des Herrn Unterthan, je mit einem dicken Trauerrand versehen.

Der Herr Bürgermeister aber suchte mit seinen Polizeiorganen noch immer nach dem frechen Dieb, um das Ehrenschild der guten Stadt Lerchenthal wieder reinzuwaschen.

Ein Offizier

erhielt in Transvaal eine sehr schwere Kopfwunde, welche ein berühmter Chirurg, der sein Können in den Dienst der Armee gestellt hatte, glücklich zur Heilung brachte. — Als die beiden Männer sich kürzlich in London begegneten, rief der Arzt: „Ah — fällt mir eben ein, Colonel, — ich hab' Ihr Hirn in einer Flasche mitgebracht, es steht bei mir zu Hause, vielleicht holen Sie sich's gelegentlich?"

„Nein, nein — besten Dank, Doktor! — Sie wissen wohl noch gar nicht, daß ich inzwischen dem Kriegsministerium attachirt wurde?"

Jourfix.

„Hast Dich wohl gelangweilt bei der alten Baronin?"

„Es war wie im Himmel!"

„Wieso denn?"

„Jeden Augenblick ging ein Engel durch's Zimmer."

Die kleine Wilde.

Von Maurice Cabs. Einzig berechtigte Uebersetzung von J. Immendorf.

Nachdem er sich tapfer die erste Medaille im Salon 1891 errungen hatte, fühlte sich der Maler Georges Richard unendlich ermüdet und hatte das unbezwingliche Bedürfniß nach Ruhe und Erholung, fern von der großen Stadt, fern von ihrer Umgebung mit den engen Horizonten, die aussehen, als wären sie durch zinnerne Springbrunnen geziert, wie mit Häusern aus Papiermaché gespickt und mit Grotten aus Muscheln und Kugeln aus Krystall geschmückt.

Ein wenig weite, freie Luft, eine Orgie in der wahren Natur die tiefen Schläge des Waldes, wo das Licht geboren wird und stirbt, das Blau des Meeres, der Silberschaum der Wellen: das war es, was ihm unentbehrlich schien für seine künstlerisch empfindsame Natur, und was die Ermüdung einer unausgesetzten Arbeit gut machen konnte, die er im tollen Laufe nach dem Ruhm gemacht. Da erinnerte er sich an einen von Touristen nicht gekannten verborgenen Winkel, den er seinerzeit aufgesucht, an den kleinen Flecken Menhoël, einer der verlassensten Orte des Meerufers der Bretagne, beinahe wild in seiner Umrahmung von hohen violetten Felsen, deren zackige Kämme in der untergehenden Sonne zu bluten scheinen, mit dem Ozean zu ihren Füßen, der zuweilen kriechend wie ein bezwungenes Thier, zuweilen wuthenbrannt seinen zischenden Geifer bis zur Schwelle der Häuser stößt.

Als er seiner heißgeliebten kleinen Frau diesen Plan mittheilte, schlug Madeleine vor Freude in die Hände. Vor zwei Jahren aus Liebe geheirathet, hatte sie ihm zur Mitgift nur das Gold ihrer Haare und den Glanz ihrer königlichen Schönheit gebracht, und Madeleine fürchtete als kleine Provinzlerin immer in den geheimen Falten ihrer Seele dieses verwünschte Paris, welches ihr so oft den Gatten streitig machte. In Menhoël würde er ihr jetzt vollständig gehören; dort würden sie wieder das wunderbar innige Leben führen, welches sie auf der Hochzeitsreise kennen gelernt, und welches die fieberhafte Existenz eines in der Mode stehenden Künstlers ihnen in der Stadt nur allzu oft untersagte.

Als die Abreise festgesetzt war, packte sie mit kindischer Freude in aller Eile die Koffer, und der Abendzug entführte im Dämmerlicht eines reservirten Koupés den Maler und seine Frau, in ihrem Gepäck die Liebe mitnehmend . . . .

* * *

Höchstens fünfzig Häuser, alle von Fischern bewohnt, im Schatten einer zur Ruine zerfallenen Kirche, deren zersprungene Glocke die Möven in Angst versetzt. Im Schutze der Dünen eine grüne lachende Landschaft, Blumen zu jeder Jahreszeit wie in Treibhäusern, ein sonniges Thal, wo Camelien frei im Winde blühen.

Im ländlichen Gasthaus eingekehrt, waren Georges und Madeleine gleich am nächsten Tage ihrer Ankunft früh aufgestanden, um die Sonne aus dem Ozean in einem durch ihre Strahlen schnell verzehrten Nebel emporsteigen zu sehen, der in das intensive Azurblau des Zeniths, inmitten einer rosigen Helle verflog, wie die letzten Rauchwolken einer Feuersbrunst.

Seit einer halben Stunde ungefähr folgten unsere Liebenden einem Fußpfade, der zu den Felsenabhängen am Meere führt, mit vollen Lungen die Seebrise einathmend und als wirkliche Feinschmecker die herrliche Temperatur und die wunderbare See genießend, deren grüne Wellen jetzt in den Morgenstrahlen glitzerten und auf welcher die fernen Segel wie weiße Flecken aussahen. Das Meer war in hoher Brandung zur Zeit der Fluth, und die schmeichelnden Wellen brachen sich in langen silbernen Streifen an den Felsen, die sich zu ihren Füßen als schwarze, verwirrte Massen ezstreckten. Plötzlich blieben die Beiden stehen. . . . . Ein Schrei furchtbarer Angst übertönte das Geräusch der Fluthen und schien wie aus dem Innern des Meeres selbst heraufzubringen. Madeleine ganz zitternd am Rande des Fußpfades zurücklassend, bestieg Georges vorsichtig den Felsen, welcher den Ozean überragte, und neigte den Oberkörper vor, indem er sich an den Aesten eines großen Tamariskenbaumes festhielt, der über den Abgrund ragte. Das Schauspiel, welches sich seinen Augen darbot, entriß ihm seinerseits einen Ruf des Schreckens . . . . . .

Einige Meter unter ihm suchte ein Kind, das wie die dortigen Bauern gekleidet war, und das sich ohne Zweifel in einer Klüftung des Felsens von der steigenden Fluth hatte überraschen lassen, den jetzt immer mächtiger werdenden Wellen zu entfliehen, indem es sich bemühte, den zackigen, schlüpfrigen Abhang zu erklimmen. Durch den spritzenden Schaum geblendet, sich festhaltend an ein Bündel Seegras, das unter ihrem Gewicht nachzugeben drohte, stieß sie verzweifelte Rufe aus.

Georges war tapfer, aber den Felsen hinabzuklettern versuchen, wäre heller Wahnsinn gewesen. Mußte er denn nun hilflos einer dieser Meerestragödien beiwohnen, die man nur in Romanen liest?

Plötzlich kam ihm eine Idee. Er befreite sich von seiner Jacke, ließ sich entlang der Krone des Tamariskenbaumes gleiten und konnte nun das Ende seines Kleidungsstückes dem armen Kinde zuwerfen. Dieses griff mit der Energie der Verzweiflung danach und klammerte sich daran. Dann rief er mit der ganzen Kraft seiner Lunge um Hilfe, und Madeleine vereinte ihre Rufe mit den seinen, so daß es ihnen gelang, zwei Fischer anzulocken, welche gleich zugriffen und Georges halfen, seine Last bis auf die Höhe des Abhanges heraufzuziehen. Es war hohe Zeit, denn kaum außer Gefahr, verlor das kleine Mädchen, am Ende ihrer Kräfte, die Besinnung.

* * *

„Schau," meinte einer der herbeigeeilten Fischer beim Anblick des Kindes, „das ist Marie-Annie. Die hat gewiß die Nacht in den Felsen verbracht und wurde vom Meere überrascht!"

Madeleine erkundigte sich, in wenigen Worten erzählte man ihnen die Geschichte der kleinen Bettlerin. Mit acht Jahren Waise, der Vater in Island gestorben, die Mutter bald darauf den Erschöpfungen und Entbehrungen erlegen. Ein Onkel, Bauer am Festlande zehn Meilen weit von hier, hatte das Kind zu sich genommen . . . Aber es rann Matrosenblut in den Adern von Marie-Annie; sie konnte das Meer nicht lassen. Eines schönen Morgens ergriff sie die Flucht, um nach Menhoël zurückzukommen, wo sie seitdem als wahres Kind der Meeresküste lebte, unter Scheunen oder in Felsenklüften schlafend, Muscheln suchend oder Crevetten fischend, stets ein Lied auf den Lippen.

Wie alt war Marie-Annie? Man wußte nichts Gewisses. Sie schien fünfzehn Jahre alt zu sein und alles an ihr war eine Versinnbildlichung des heimathlichen Meeres, dessen Geräusch sie so oft in den Schlaf gewiegt: die mysteriöse anziehende Tiefe ihres Blickes, der schwere stürmische Fall ihrer goldigen Haare bei der geringsten Brise, ihre Lippen, die aus feinen Korallen zu bestehen schienen . . .

Als Marie-Annie zu sich kam, war sie ganz erstaunt, einen Herrn neben sich knien zu sehen, den sie nicht kannte und der ihr in Ermangelung von Riechsalz irgend welche, in aller Eile auf den Felsen gebrochene aromatische Kräuter einathmen ließ, während eine schöne Dame ihren Kopf unterstützte und ängstlich das Wiedererwachen des Lebens beobachtete.

„Wo bin ich?" murmelte sie.

„Du bist gerettet," erwiderte Madeleine mit sanftem Lächeln, „und man wird sich deiner annehmen."

Als Georges und seine Frau sich Abends am Bett Marie-Anniens, bei welcher der Unfall ein leichtes Fieber hervorgerufen hatte, besprachen, wie sie die Zukunft des kleinen, dem Tode wie durch ein Wunder entgangenen Mädchens sichern sollten, sagte Madeleine zu ihrem Manne:

„Wir sind zwei Jahre verheirathet. Wir haben keine Kinder. Wie wär's, wenn wir sie adoptirten und mit uns nähmen?"

Georges drückte seiner Frau die Hand und erwiderte:

„Du bist gut wie die Madonna dieser armen Leute. Ausgemacht. Wir werden sie oft an das Meer zurückbringen."

* * *

Zwei Jahre vergingen. Marie-Annie war nicht mehr das Kind, wie man es gekannt, sondern ein entzückendes junges Mädchen mit rothen Haaren, deren wechselnde Töne Kornähren glichen, durch welche todte Blätter in unbestimmten Farben zu laufen schienen, und wo das Falbe sich mit hellem Gold vermischte. In ihren Augen mit dem tiefen anziehenden Blick wechselten die verschiedensten Töne: die zarten, blauen Farben, die Reflexe von Amethysten, das Smaragdgrün der Quellen, auf deren Grund der feine Sand zittert. Und so war Alles räthselhaft und reizend in ihrer Person, die an die antike Sphinx erinnern machte. Um sie zu sich emporzuheben, wollten Georges und Madeleine ihren Geist bilden. Sie konnte kaum lesen. Man gab ihr Lehrer, und sie lernte. In ihrem jungen Kopfe brannte es wie Durst nach Wissen. Wenn sie durch ihren schnellen Fortschritt, ihre liebevolle Theilnahme erstaunen machte, hob sich ihr Haupt mit ich weiß nicht was für einen befriedigendem Stolz, als hätte jeder neue Sieg Unkenntnisse der Vergangenheit hinweggewaschen. Georges und Madeleine befolgten mit immer steigenderem Interesse die Umwandlung der Larve zum Schmetterling und schlossen sich der durch sie Geretteten von Tag zu Tag mehr an. So wäre das Glück im Hause des Malers vollkommen gewesen, wenn nicht ein Zweifel, ein Verdacht, dieses bis jetzt so wolkenlose Dasein plötzlich verdunkelt hätte.

An kleinen Nichtigkeiten, an nebensächlichen Vorkommnissen, glaubte Madeleine zu bemerken, daß sich auf einmal ein anderes Gefühl der Seele Georgens bemächtigte, vielleicht auch derjenigen Marie-Annies. Undefinirbares Gefühl, dessen sich beide gewiß selbst nicht bewußt waren. Ein Gefühl, das zugleich poetisch und brutal schien, wie es gewöhnlich der Liebe vorangeht. Gewiß war Georges Leidenschaft für das Mädchen ganz platonisch, aber Madeleine wußte, wie heikel diese Bande sind, wie bestrickend, wie mit einem Netz gefangen nehmend, wie merkwürdig zart zuweilen und leicht zu brechen, oder umzugestalten. Die junge Frau hatte eine hohe Meinung von der Liebe; sie wußte, daß nichts sie zurückbringt, ist sie einmal verloren gegangen. Als sie endgiltig ihre Entdeckung bestätigt fand, weinte Madeleine bitter und bereute zum ersten Mal in ihrem Leben eine gute That.

* * *

Die Sommersaison nahte ihrem Ende. Georges, seine Frau und deren Adoptivtochter kamen wieder nach Menhoël. Die Reise war traurig gewesen. Marie-Annie, ermüdet, hatte ihren Kopf auf die Schulter Georgens gelehnt; Madeleine hatte ihr das mit rauher Stimme untersagt und bemerkt, daß sie nicht mehr ein kleines Mädchen sei und in ihrer Haltung mehr Anstand bewahren solle.

Dieser Vorwurf machte das junge Mädchen ganz träumerisch. Zum erstenmal wurde ihr das Gefühl klar, welches Georges ihr einflößte, und sie schämte sich so, daß sie erröthete. Wie, auf solche Weise würde sie die außerordentliche Güte Madeleinens danken, indem sie Verwirrung an ihren Herd brachte? Und doch, als sie ihr Herz befragte, wurde sie sich vollkommen bewußt, daß sie nie einen anderen Mann lieben würde, als ihn, der sie gerettet hatte. Also? . . . .

Sie blieb nachdenklich während dem Reste des Tages . . . . Bei Anbruch der Nacht in Menhoël angekommen, gedachten der Maler und seine Frau, welche sich durch die zwölf Stunden lange Eisenbahnfahrt erschöpft fühlten, augenblicklich zur Ruhe zu gehen, während Marie-Annie den Wunsch aussprach, ein wenig Meeresluft zu athmen, bevor sie sich zu Bette begebe.

Sie ging denn allein fort. Es herrschte prachtvolles Wetter, eine jener lauen Nächte, die in ihren Schleiern duftigen Hauch tragen. Marie-Annie schlug den Fußpfad zum Felsenabhang ein und verschwand im Nebel, der aus dem Meere in durchsichtigen Wolken stieg und Felsen und Häuser mit dem Reiz des Grau in Grau überzog.

Am nächsten Tage wurden Georges und Madeleine durch laute Rufe geweckt. Sie begannen unruhig zu werden. Fischer hatten soeben am Meeresstrand den Körper eines jungen, reich gekleideten Mädchens gefunden, welches alle sogleich erkannten . . . . Es war Marie-Annie, die den Abend vorher in der Klüftung des Felsens eingeschlafen war, wo Georges sie vor zwei Jahren gefunden hatte, aber diesmal war es geschehen, um den Tod zu erwarten, ein Lächeln auf den Lippen . . . .

Als man den Körper herausfischte, erhob sich ein großer Eisvogel, der aus den Fluthen emporzusteigen schien, und entfloh mit weiten Flügen, nachdem er eine schaumige Blume auf den Kamm einer Welle gelegt, die er gestreift hatte. . . . . Die Bretonnen — ein abergläubisches Volk — behaupten, es war die Seele einer Jungfrau, die zum Himmel flog.

Pikante Sauce zu kaltem Fleisch auf südamerikanische Art. — In einer Kasserolle verrührt man 3 Unzen Butter mit 2 Kaffeelöffeln Mehl, fügt etwas kräftige Auflösung von Fleischextrakt hinzu und läßt alles 15 bis 20 Minuten kochen. Dann kocht man einige gehackte Charlotten 10 Minuten lang in einer Mischung von 3 Eßlöffel Essig, ein wenig Wasser oder Fleischbrühe, einer starken Prise Pfeffer sowie dem nöthigen Salz und rührt diese Mischung unter die zuerst hergestellte. Im Momente des Anrichtens mischt man unter diese Sauce einige feingehackte Essiggurken.

Feine kalte Milchsuppe. — Für drei Personen nehme man ein Quart frische Milch und ½ Pint Wasser, einen gehäuften Eßlöffel gute Stärke, zwei Eidotter, Zucker, Citronenschale oder etwas Vanille, oder auch ein paar gestoßene bittere Mandeln und etwas Salz. Dies wird über starkem Feuer fortwährend bis zum Kochen stark gerührt, dann in die Terrine gegossen, von dem zu Schaum geschlagenen Eiweiß Klößchen auf die Suppe gelegt, solche mit Zucker und Zimmet bestreut und schnell zugedeckt, oder es kann auch der Schaum in der Terrine durchgeschlagen werden. Fehlt es an Zeit zum Rühren, so lasse man die Milch kochen, gebe die Stärke hinzu und rühre die Suppe mit den Eidottern ab; jedoch hat ersteres Verfahren den Vorzug. Nachdem sie abgekühlt ist, stellt man sie bis zum Gebrauch auf Eis.

Schweineohren à la Ménehault. — Die in Wasser mit einer dicken Zwiebel, Lorbeerblättern, 1 Knoblauchzehe und 3—4 Gewürznägelchen abgekochten Schweineohren läßt man erkalten, pfeffert sie, taucht sie erst in geschmolzene Butter und dann in geriebenes Weißbrot, bäckt sie in der Pfanne und richtet sie mit folgender Sauce an: Man schneidet fast ¾ Pfund Ochsenfleisch und ebensoviel Kalbfleisch in dünne Scheiben, läßt sie in Butter sich bräunen, fügt etwas kräftige Auflösung von Fleischextrakt hinzu und läßt Alles eine Stunde dünsten. Dann drückt man diese Sauce durch ein Sieb in eine Mischung von etwas Butter und einem halben Löffel Mehl, fügt ein wenig Madeira hinzu, läßt die Sauce über dem Feuer einige Minuten einkochen und mischt dann abermals ein wenig Madeira, sowie den Saft einer Citrone und eine Prise Zucker darunter.